



Der Lebensabschied Friedrichs des Großen

Zur 150jährigen Wiedertekehr seines Todestags (17. August)

Nach historischen Quellen

Von Dr. Schaffer

Der große König, der das kleine Preußen zur europäischen Großmacht erhoben hatte, wollte im Herbst 1785 zum letzten Male in Schlesien, um das er drei ruhmreiche Kriege gegen eine Welt von Feinden geführt hatte.

Beim Abschied von der Provinz, die er mit Blut und Tränen gewonnen hatte und die er besonders liebte, reiste er dem Korpskommandanten die Hand und sprach milde und resigniert: „Mich fehlt Er nicht wieder, und wenn ich tot bin, wird es kräftig in Preußen werden. Was ich schuf, kann in 20 Jahren zusammengebrochen sein!“

Sechs Stunden hatte er an diesem Herbsttag noch in einem kalten und heftigen Regen zu Pferde geessen und alles Ungemach der Witterung ruhig ertragen, obwohl schon seit Jahren die Gicht seine alte Kräfte verzehrte.

Als er nach Potsdam zurückgekehrt war, wurde er ernstlich und anhaltend krank, und bald äußerten sich die bedrohlichen Vorboten der Wassersucht.

Mit Neujahr 1786 trat Friedrich in sein 74. Lebensjahr und in das 46. seiner Regierung.

Wegen der Schwächlichkeit seines Körpers hatte man in jungen Jahren mehrfach für sein Leben gefürchtet. Die harte Jugend unter seinem übertriebenen Vater, die vielen Kriegen mit allen Entbehrungen des Feldes und der Schlachten, die unermüdete Arbeit im Dienste seines Staates und Volkes, hatten ihm schon in männlichen Jahren das Gepräge eines höheren Alters gegeben. Aber sein Feuergeist war der alte geblieben. Noch in den letzten Monaten seines Lebens arbeitete er täglich in unter zehn Stunden und ging ganz auf in den Pflichten seines Regiments.

Sein Leben, dessen wunderbarer Verlauf, dessen Erfolge eine Welt in Bewunderung gesetzt hatten, neigte sich flüchtig seinem Ende zu.

Am 4. Februar 1786 hatte er den schmerzhaften Anfall der Wassersucht, von dem er sich nie wieder erholen sollte. Seit diesem Tage verfiel er täglich.

Neun Tage zuvor, den 26. Januar, war sein alter treuer Diener gestorben, der letzte der Generale aus der großen Garde der drei schlesischen Kriege, an dem sein Herz immer besonders hingehen hatte.

Das Ereignis hatte den König tief erschüttert. „Im Kriege kommandierte er immer die Avantgarde“, sagte er tiefbewegt zu dem

Generalleutnant von Knoblich, „auch mit dem Sterben hat er den Anfang gemacht. Ich fürchte die Hauptarmee, ich werde ihm folgen.“

Das lange Leben war für ihn einsam und kühl geworden. Die Freunde, die Jugend- und Kampfgenossen waren tot. Ohne die Gattin an der Seite, ohne Kinder um sich her, selbst mit seinen Brüdern wenig verkehrend, lebte ihm schon lange jeder trauere Umgang aus dem Tronsfolger. Dem Bringen von Preußen, gestärkte sich kein näheres Verhältnis. Manche Gründe hatten die gegenseitige Kälte veranlaßt, und wohl auch die große Sorge des Königs, daß die Weber- und Hüttenwirtschaft seines Nachfolgers das Werk seines Lebens so bald zerfallen könnte.

Einige Windspiele, die ihn umsprangen, waren die einzigen Gesellschafter, an denen er mit Liebe hing. Sie waren selbständig um ihn und brachten ihm bis zu seinem letzten Augenblick die besten Freunde. Einer von ihnen, sein Lieblingshund, lag stets an der Seite

Geschied an Sonne und Glanz, Arbeit und Mühen, Erkenntnis und Enttäuschungen

bereitet hatte und nur eines unsterblich zurücklassen: seinen großen Namen und seinen ewig strahlenden Ruhm!

Auch seltener wurden die Besuche bedeutender Zeitgenossen, die dem Mann des Jahrhunderts galten. Wie die Brücken zwischen der untergehenden fredericianischen Welt und einem aufstrebenden neuen Weltabschnitt erscheinen uns heutigen die Besuche zweier Franzosen in diesem Frühjahr 1786 bei dem großen Preußenkönig. Das Götterbild des Hofmarschallantes Friedrichs hat ihre Namen uns erhalten: Mirabeau und Lafayette. Jene beiden Männer, die drei Jahre später in dem Sturmwind der großen französischen Revolution ihre eigenen Namen tief in das Buch der Geschichte eintrugen sollten.

Als der milde Frühling in Sanssouci allgemach in den Sommer überging, hatte sich im Körper des kranken Königs die Wassersucht völlig ausgebildet.

Seine Schmerzen nahmen zu, auch die Schlafsucht wurde härter. Die ließ er sich auf die obere Treppe seines Schloßes im Bedürfnis hinauftragen und sah dann unterandem und in tiefem Nachdenken verfallen über den

seines Herrn auf einem besonderen Stuhle, im Winter mit Kissen zugebedt, und schloß Nachts zu Füßen des Königs.

Ende April 1786 überlebte der kranke König aus dem Stadtschloß Potsdam in sein geliebtes Sanssouci. Seit 48 Jahren stand der schätzte Hofotobau oben auf der Anhöhe der sieben Terrassen, die in leichtem musikalischen Rhythmus hinaufführten.

In dem Toben der Schlachten seiner Krieger hatte er sich immer wieder schmerzvoll nach dieser Stätte des Friedens, des „China Sorge“, gesehnt.

Verlungen war schon lange das fröhliche Treiben auf Sanssouci, verstummt das heitere und ernste, vom Geist und Kanne überflutete delnde Wortspiel der Tafelrunde — und auch längst schon ausgetanzt der Barberina göttlichen Gespiels der Terpsichore.

Still war es um den alternenden König geworden, für den das große ewige Schweben immer näher heranzog, — alles auslöschend, was das

Bart von Sanssouci hinweg, bis zur blauen Babel, wo noch heute zur Sommerzeit die Sonne so oft in blutroter Strahlensönheit untergeht.

In seinem Neuen waren zunehmende Bernachlässigung eingetreten. Er trug immer denselben abgeblasenen blauen Rod, und Reste von Schnupftabak, die seiner Hand entglitten, lagen dicht auf seiner weißen Weste.

Aber auch in dem zunehmenden Verfall des äußeren Menschen verriet eines immer den König: der feurige, durchbohrende Wierblick, der ihm nie verlor.

Und die wunderbare Frische des Geistes durchleuchtete auch die letzten Monate dieses großen Fürsten und Menschen. Acht Wochen vor seinem Tode sprach er zu seinem treuen Berater Dantale: „Wüßte ich alles, sähe ich alles, meine Untertanen sollten gewiß glücklich sein.“

Mit stoischer Gelassenheit und Tapferkeit kämpfte der König gegen die zunehmenden Schwachheitszustände an. Aber je länger, desto öfter konnte er nicht hindern, daß ihn der Schlaf übermannne.

Wald konnte er überhaupt nicht mehr lies

gen und mußte ununterbrochen seine Tage in einem Gefängnis zubringen.

Am 21. Juni wurde sein Zustand so be-
sorgniserregend, daß der Minister Graf Her-
berg den damals berühmten hannoverschen
Leibarzt Zimmermann mit der Eilpost aus
Hannover nach Berlin holen ließ.

Aus Zimmermanns Aufzeichnungen, die
vom 24. Juni 1786 bis zum Tode des Her-
zogs gehen, ist mit erschütternder Offenheit
zu entnehmen, wie schwer Friedrich litt und
wie er dennoch in jedem schmerzreichen Augen-
blick an den eingeleiteten ministeriellen Ar-
beitsplan. Dagegen mußte ihm Dantel Bol-
tades „Precis du siecle de Louis XV.“ ab-
schnitteweise vorgelesen.

„Tafel getan, um am Schluß der Fest-
unter-
ohne ihn zuversetzt Leibarzt Zimmermann
sich immer umständlich in 27 Tagen 33 mal,
der Tod gegenwärtig in immer kürzeren

„In einem Mantel gekleidet, saß
in einem Sessel sitzend, verlangte er, nach-
der König die volle Erklärung über seinen
Zustand. Der Arzt Zimmermann berichtete
ihm das Hoffnungslose der Lage nicht. Mit
festem Kopfe nahm Friedrich die Gewissheit
seines nahen Todes an. Er dankte dem
Arzt durch einen geistlichen Händedruck
und durch ein gütiges Nicken.

Als ob er noch

Den kirchlichen Gedächtnisfeiern in der
geantem Monarchie wurde der Bisthof
gründe geleigt: „Ich habe Dir einen Namen
gemacht, wie die Großen auf Erden Namen
haben.“

Die düstere Vorahnung, die der Kreis
in Schleien ein Jahr zuvor ausgesprochen
hatte: „In irgendwem kann mein Bren-
nissammengedrungen sein,“ sollte sich schide
ausfüllen.

„Anzahl
Friedrichs Todestage und zwei Monate nach
Kaiser Napoleon III. am 25. Oktober 1806, tritt
in dem am 17. Oktober 1806, tritt

„In der Garnisonkirche war er an den
schlichten Leichnam von Preußen gestrichen
König und richtete in tiefer Ernsthaltung
an die ihn begleitende Suite von Warzschall
und Generalen die Worte:

„Sein Reich hat ihn nicht lange über-
dauert. Aber wenn dieser Mann noch lebte,
wären wir nicht hier.“

das Letzte an Lebensenergie

herausholen wollte, als sein geschwächter
Körper herab, begann er fest mit der Weg-
rungsarbeit schon am ganz frühen Morgen,
an dem er sich am wohlsten fühlte, und bereits
um 4 Uhr mußten die Vortragenden Maße sich
beim König melden.

Am 2. August sagte er zu dem Minister
Herberg: „Es tut mir leid, daß meine Räte
sich so früh aufstehen müssen. Aber mein
Zustand machte diese Mühe notwendig, die
nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf
der Reize. Die Zeit, die ich noch habe, gehört
nicht mir, sondern dem Staate!“

Sein Leben wurde in diesen Tagen mil-
der, seine Launenhaftigkeit, sein mühsames
Nikotinen rauchen und ließ Güte und Mil-
dsinnigkeit seiner früheren Jahre wieder-
kehren.

Am 15. August trat die Krankheit in die
letzte, langsamste Periode. Friedrich
schief am diesem Tage bis mittags
12 Uhr, während die Räte und Mitarbeiter
seit 4 Uhr früh in dem Vorzimmer warteten.

„Aber kaum war er erwacht, so verlangte
er mit schwacher Stimme nach den Kabinets-
räten, mit denen er dann zwei Stunden
arbeitete, um wieder in den tiefen Schlaf
zu versinken. In diesen zwei Stunden hatte
er auch den Kommandanten von Potsdam,
Generalleutnant von Knobloch, die Dispo-
sitionen zu einem Marsch der Potsdamer
Garnison für den nächsten Tag erteilt, und
leuchtenden Auges erzählte er davon seinen
Erben in der Döbener Schlacht.

Am Morgen des 16. Augusts verschlim-
merte sich der Zustand bedenklich. Sein Haupt
zu heben, fehlte ihm die Kraft, die Sprache
fiel, das Bewußtsein schien aufzuhören.
Nur die Gedächtnis seiner schmerzhaften Wun-
den war noch ungeschädigt.
Generalleutnant von Knobloch trat zu dem
König, um ihm Abschied zu erteilen. Aber
der Anblick des hilflosen Dahliegenden, der sich
auflaute zu sprechen, ohne daß er ein Wort
über die Lippen bringen konnte, der Anblick
dieses Mannes, vor dessen Genie und Größe
eine ganze Welt sich gebeugt hatte, er-
schütterte ihn so sehr, daß er das Talismanum
vor das Gesicht hielt, sich schweigend zum
Fenster abwandte.

Die Nacht vom 16. zum 17. August 1786
war die letzte, die der große König erlebte.
Die Reine des Wasserfriesens begannen zu
erkalten. Aber noch immer kämpfte das starke
Leben mit der Vernichtung des Körpers.

Als die Uhr die elfte Stunde schlug,
öffnete der König die Augen und fragte
den Kammerdiener: „Wieviel Uhr ist es,
mein Sohn. Wehe es mich um vier Uhr
zur Arbeit.“ Dann traf ein letzter Blick
aus den Augen die geliebten Bindpfeile,
die auf den Sessel lagen. „Dede er mir
die treuen Tiere zu.“ waren des Königs leise
flüsternd gesprochenen Worte. Ein neuer
Kustanall erfüllte ihn so, daß er aus
dem Sessel herabzusinken drohte. Der Diener
ergriff ihn, reichte ihm ein Kissen unter
den Kopf und hielt drei Stunden lang mit den Händen den
König aufrecht, um ihm Erleichterung zu
bringen, — der letzte Lebensdienst des treuen
Dienstens an seinem Herrn.

„La montagne est passee, nous frons
mieux.“ — waren die Lebensworte des
Königs von dieser Welt.

Zwanzig Minuten nach zwei Uhr schwand
der Atem, der Mund zuckte zum letzten Male
leise.

Friedrich II., der Einzige, war tot! Es
war der 17. August 1786. Der im Vor-
raum wartende Minister Graf Herberg trat
in das Sterbezimmer und drückte seinem
Herrn, in Schlüssen ausbrechend, die
Augen zu.

Am Morgen erschien der neue König
Friedrich Wilhelm II. in Sanssouci.

Des großen Königs Verzenswunsch, auf
der obersten Terrasse seines geliebten Sans-
souci neben seinen Lieblingsen in der Grut,
die hinter mit der marmornen Flora des
Franzosen Adam geschnitten wurde, begraben
zu werden, erfüllte ihm der Nachfolger nicht.
Er bestimmte die Garnisonkirche als „wür-
digere Ruhestätte“ seines großen Vorgängers.

Im Potsdamer Stadtschlößchen wurde der
tote König bis zum 19. August aufbewahrt.

Offiziere der Potsdamer Garnison hielten
hier wie Ständbilder von Erz schweigend
und unbeweglich die Totenwache.

Und zu führen des offenen Sarges wurde
in den Nachmittagsstunden des 17. August
der Sarg der Königin niedergelegt, ge-
wunden aus Tüchern und Bergkneimniten.

Der Teerofen in den märkischen Wäldern

Nicht selten stößt der Wanderer, der zur
schönen Sommerzeit unsere heimatischen Wä-
lder durchstreift, auf einstmals häufige gelesene
Waldwirtschafte oder Forsthäuser, die den
Namen Teeröfen führen. Stellt man die
Frage, welche Bewandnis es mit der Be-
zeichnung „Teerofen“ habe, so dürfte die An-
wort, die um eine Antwort verlegen sind,
nicht gering sein.

Steigen wir hinaus in die Vergangenheit.
Es war eine Zeit, da der größte Teil der
Menschen noch bodenständig war, kind seiner
Landwirtschaft, in der er völlig aufging und von
der er annahm, was sie ihm an Nahrung und
Güte bot. Der Teerofen hatte, so dürfte die An-
wort, die um eine Antwort verlegen sind,
nicht gering sein.
Steigen wir hinaus in die Vergangenheit.
Es war eine Zeit, da der größte Teil der
Menschen noch bodenständig war, kind seiner
Landwirtschaft, in der er völlig aufging und von
der er annahm, was sie ihm an Nahrung und
Güte bot. Der Teerofen hatte, so dürfte die An-
wort, die um eine Antwort verlegen sind,
nicht gering sein.
Steigen wir hinaus in die Vergangenheit.
Es war eine Zeit, da der größte Teil der
Menschen noch bodenständig war, kind seiner
Landwirtschaft, in der er völlig aufging und von
der er annahm, was sie ihm an Nahrung und
Güte bot. Der Teerofen hatte, so dürfte die An-
wort, die um eine Antwort verlegen sind,
nicht gering sein.

Jahrhunderte alt waren zumeist die Teer-
schmelzerien in den märkischen Wäldern, und
meist waren es auch immer die gleichen Fa-
milien, die sie innehabten, denn wie bei je-
dem mit der Natur verbundenen Beruf war es
auch bei den Teerschmelzern üblich, daß sich
ein Betrieb vom Vater auf den Sohn for-
tererbte. In der ersten Hälfte des vorigen
Jahrhunderts gingen die Teerschmelzerien in
unseren Wäldern ein, als die moderne Tech-
nik sich ansetzte, eine Konkurrenz zu machen.

Zwischen den Besitzern der Wälder und
dem Teerschmelzer, der als Pächter auf sei-
nem Grund und Boden lag, bestanden Ver-
träge, in denen die Geschäftsführung des Wä-
lders genau umrissen waren. Er durfte die
mächtigen Kienstüben fördern, die die Art
des Holzstüblers zurückgelassen hatte. Nicht
brauchbares Kienstüben und Lagerholz durfte
der Teerschmelzer zum Bauen und Schneiden
verwenden.

Auch Torf wurde zur Teergewinnung be-
nutzt. Mit eigenem Fuhrwerk wurde das Roh-
material zur Teerschmelzerei gefahren. Hier
wurden die Kienstüben in Schichten übereinander
gedeckt, die Kien feinst kienstüben auszuheben
und in kleine für den Teerofen berechnete
Stücke zu spalten. Dabei mußte streng darauf
geachtet werden, daß die Kienstübe frei von
Kien bleiben. In dem Kienstübenartigen
Teerofen wurden dann die Kienstübe, ähnlich
wie bei Teerschmelzern, aufgeschichtet. Man
darf nun nicht annehmen, daß der Kien durch
Weg verbrannt wurde, da ja der Kienstüben
nicht gewesen wäre. Kien, aufgeschichtet dem

eigenlichen Teerofen und einer äußeren Umkleidungswand bestand sich ein Luftraum, der mit der Außenwelt durch Röhren in Verbindung stand, die in der oberen Hälfte der Umkleidungswand in gleichen Abständen eingelassen waren. War der Ofen mit Asche gefüllt — bis zu 50 Mannometer und mehr lagte ein solcher Ofen — so begann der Brand, der sechs bis acht Tage dauerte. Die Feuerzungen, die von außen gut sichtbar waren, wurde von einem fachkundigen Arbeiter so bedient, daß sich eine feste gleichbleibende Hitze entwickelte. Die Hitze ging durch den vorerwähnten Luftraum und wirkte so auf den Teerofen ein, wobei die Fußstöße in der Außenwand für Regulierung sorgten. Im Innern des Kiensteines ging es bald an zu kochen, und die aus dem Ofen sich abhebenden Flüssigkeiten gelangten durch eine Öffnung in einen Trög, der außerhalb des Ofens angelegt war. Zunächst gab es nur Wasser und Dämpfe. Sorgsam beobachteten

die Beschäftigten diesen Abfluß, interessiert wie die Glöckengießer bei ihren Güssen. Denn es galt ja, sämtliche Produkte getrennt aufzufangen. Da tauchten auf dem Wasser schon die ersten Fettsäuren auf. Schnell wurden sie mit Keilen abgehohlet. In immer größeren Mengen kam das fetthaltige Kienöl zum Vorschein, während der Abflußablauf allmählich verlegte. In besonderen Kesseln wurde das Kienöl erhitzt und abgeköhlt. Dessen Absatz im Kleinen vergleicht, wälzte sich die dunkle Masse, der neugewonnene Teer, in die von Menschenhand geschaffenen Bahnen. Große Erträge, die man aus reichen Kiefern ausgehauen hatte, nahmen die Teermafien auf, die dann später in Kasser gefüllt wurden.

Heute finden kaum noch mehr als die Räume von den Teerofen in unseren märkischen Wäldern, die mächtige Teeröfen sind, eine bunte, bedächtig steht der Wanderer an diesen Stellen, die bewundernde Fantasie malt Bilder, in denen die Poesie lebt.

Mansfeld kommen und bewog die Bergleute gegen ein Versprechen von 40 Reichsgulden zur Wiederabnahme der eingestellten Arbeit. Das Versprechen und den nach Gold und Silber begangenen neuen Vertrag, so wurde ein neuer Schurz angefangen und zwar da, wo die Wälschleute zu verkehrsweglosen einen Gang über die Berge anlegte, nach dem alle anderen Gänge auch auftrafen. Der Mansfelder Bergmann hatte die besten Hoffnungen.

Der letzte Bericht Bergers datiert vom 21. Juli 1599, danach hatten die Leute sechs Schachte hergestellt. Der eine war fünf Fuß tief eingetieft, man vermutete das flammende, die erschnitte Silberader zu treffen; aber man hatte nichts als Sand und etwas Sand, höchstens ganz guten Holzkohle Eisenstein gefunden.

Die Bergmänner klagten immer wieder, daß sie über den Sand und das Wasser nicht zu den Erzen gelangen könnten!

Die Alten schweigen dann! Die Arbeiten sind gewiß bald eingestellt worden. Das mit so vieler Hoffnung begonnene Gold- und Silberbergwerk von Drielen nahm damit ein unrichtliches Ende. —n.

Gold- und Silberbergbau bei Drielen

Im Geh. Staatsarchiv zu Berlin befindet sich über den Bergbau bei Drielen ein Schriftstück, das der Geheimerat Prof. Dr. P. Schwarz in den Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark veröffentlicht hat und dem wir folgendes in gedrängter Fülle entnehmen!

Der Arzt, Kalandernacher, Astrologe und Alchimist Leonhard Thurnheyer lebte in Berlin im Hofe der Kurfürstin Johanna Berge (1571—1598) und Joachim Friedrich (1598 bis 1608). Derartige Alchimisten und Astrologen findet man in damaliger Zeit oft in den Fürstenthümern. Man hoffte von ihnen, daß sie „Goldmaden“ und die oft dürftigen Kassen der hohen Herren füllen könnten. Selbst in unseren Tagen tauchen ja solche Erscheinungen auf und finden auch Wohlgefall!

Dieser Leonhard Thurnheyer behauptete nun in seinem Buche „Alion“, daß hier in der Mark im Boden und in den Flüssen reiche unterirdische Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen mannigfacher Art vorhanden seien und daß auch genau an, wo diese Kostbarkeiten zu haben wären. Das erregte in vielen Herzen große Wünsche und große Hoffnungen. Man hat gewiß an vielen Stellen gesucht und gegraben, aber leider vergeblich!

Zu diesen Suchenden gehörte auch Kurfürst Joachim Friedrich. Er befand sich im Herbst 1598 bei Drielen auf der Bärenjagd. Da erregte eine eigentümliche rote Erde seine Aufmerksamkeit, die nach seiner Meinung das gesuchte rote Gold bergen müßte. Auf seine Bitte fuhr das Bergamt zu Joachim Friedrich in Böhmen einen „Erdiger“ und einen „Bauer, die über Altkien und Landbesitz von dem Kammermeister Kaspar Berger an Ort und Stelle nach Drielen geführt wurden. Die beiden böhmisches Vergleute untersuchten nun vom 8. bis 10. Mai 1599 mit der Wälschleute eine Probe der Drielen, ermittelten „tröstlich starke Silbergänge“ und begannen vor dem Dorfe 8 bis 9 Meilen östlich von Drielen, auf den die Wälschleute „nach fließig stark“ bedeutet hatte!

Dem wartenden Kurfürsten wurde vom Kammermeister Berger gründlich Bericht erstattet. Danach hat die Wälschleute auf dem hohen Berge an der Hohen-Karstiger Grenze 21 Weilschleutengänge abgedeutet. Von dort her über den Weg, so von Friedberg nach Karbe geht, schließt die Wälschleute Weilschleutengänge ziemlich stark an, darunter auch eine Schale von Nothdurft. Bei dem Berge an der Karbschleuten Mühle zeigt die Rute 4 Gänge Weilschleut. Am Ende des Goldbruchs, welches nach dem Karbschleuten Weilschleut geht, wo also vor vielen Jahren nach Erzen gegraben sein soll, wie noch heute die Stellen und Gräben bezeugen, woher auch der Name Goldbruch stammt, zeigt die Wälschleute nur auf drei Gänge Gold, aber nicht

keine. Wegen dieser Geringschätzung haben vor alters die Gräber gewiß das Suchen abgelehnt und gelassen. — So werden noch die verschiedenen Stellen angeführt bis hinter den kleinen Zubrücke, wo die wunderbare Rute 40 mal ausschlägt. Es mühen die angegebenen Verluste genügen. Nur einer sei noch erwähnen: da heißt es: „An den Bergen, da Kurf. Gnaden im vorhen Herbst den Bären gefangen und da die rote Erde vorhanden“ bedeutet die Wälschleute keine Gänge. Die Vergleute meinen, daß solche Erde keine Anzeigen gibt, es sei nur schlechte, rote Erde.“

So waren im ganzen 248 Gänge Weilschleut und 3 Gänge Gold angezeigt.

Die Vergleute begannen nun mit dem „Einfürstigen“ und zwar an den reichsten Orten, nämlich da, wo an 78 Gänge „weilschleut einander streichen“ und hinter der Erdmannschen Mühle, wo sich 40 und mehr Silbergänge zeigen. Dieser Bericht lautet: „Wohl gebe es auch an diesen Orten, aber es ist nicht möglich darauf gehalten werden, daß die Vergleute infandig forsachen und Kurf. Gnaden zu Schaden nicht seien, noch läumen. Drielen, den 12. Mai 1599.“

Es wurden von Berger dem Kurfürsten zwei Proben der ausgemachten Erde mit überliefert. Die eine war ihm von den Vergleuten als ein wenig, die andere, welche der Kurfürstige Mann selbst einnehmen. Und siehe da! Die Probe der Vergleute enthielt noch genauer Untersuchung Beimischungen von Edelmetallen, wohlhabend und sehr reich. Die Probe Bergers war richtiger, edler, märkischer Sand. Die Vergleute hatten gemogelt. Der Kurfürst schrieb zurück: „Aber Deine gedachte Gegenprobe, daran Du es nicht möglich hast, das es ein so gefährlich Nachdenken, als ob die Leute zu ihrem Vorteil ihre Erze verfallt zu hätten!“

Es wurde nun flüchtig gegraben. Am 5. Tage führte das Iose Clement so heftig nach, daß die Arbeit an dieser Stelle aufgegeben werden mußte. In einem andern Ort brachen bei drei Klatten Tiefe gewaltige Wassermaßen mit Freisand ein und machten alles, was bergmännische Schürfarbeit unmöglich. Die Felsen erklärten, sie müßten unbedingt auf Zellen stoßen, wo die Erde enthalten sind, sonst sei jede Arbeit fruchtlos! Metalle seien da — die Wälschleute trüge nicht!

Man verfuhr nun hinter der Erdmannschen Mühle. Auch erschien noch ein vom Kurfürsten gesandter neuer Außengänger vom Bergamt Freiberg in Sachsen. Aber auch er mußte wegen der rühmlichen märkischen Sande nach! — Endlich gaben sie den mühseligen Kampf auf, denn die Vergleute beriefen sich auf eine dem Bergamt gemachte Zusage, „dem Kurfürsten keine unnötigen Kosten zu verursachen.“

Aber Joachim Friedrich gab nach dem ersten misslungnen Versuch die Suche noch nicht auf. Er ließ noch einen Steinler aus

Spektungen und ein Winkelfeld

Alte! Interessantes von alten märkischen Erntebäumen

Von Gustav Metscher

Unsere Mark Brandenburg ist für den Volkskulturforscher, der nach alten sächsischen und originalen Erntefest und Erntebäumen sucht, heute noch eine reiche Quelle und eine unererschöpfliche Fundgrube. Allerdings darf man auf seinen Winkelfeldungen nicht die lauten Beredsamkeiten seine Fingern ließ lassen. Man muß schon den ungeschriebenen Feld- und Waldwegen in das Innere der Wälder bringen, und dann hält es oft noch schwer, dort die richtigen Quellen altmärkischen Volkslebens zu entdecken. Wer aber erst zu diesen stillen Stätten und vertrauten Winkeln vorgedrungen ist, der kommt eines Tages mit einer reichen Frucht nach Hause.

Doch oben in der Idemart, da gibt es heutzutage noch derartige märchenhafte Landschaftsbilder, wo es, wenn man das Dorflein betritt, schon von weitem nach freigem Rufen aus den Bauernhöfen riecht. Und wenn man gerade zu der Stunde über die Straße kommt, da die Bauersfrauen den dufenden braunen Spektungen aus dem Ofen zieht, dann kann man das Bild haben, eine Kolportage diesen bauerlichen Gewächs zu erhalten. Man würde gerade Spektungen 24/7! Die Bauersfrau wird bei dieser Arbeit lächeln und mit einigem Stolz zur Antwort geben, daß Spektungen nun einmal zum Anfang der Ernte gehört. Das war nun schon zu Urzeiten so und warum sollte es jetzt anders werden? Die Bäuerin wird aber auch zugleich zum Weisheit geben, daß diese Spektungen nicht etwa auf Vorrat gegeben hat, für eine Woge, tropfen es so lieblich schmecken, denn eine flüchtige Anzahl von Kundenbienen kann man auf dem großen Stadtrug liegen sehen. Er könnte gut für eine dürftige Spöckzeitgenusslichkeit reichen. Aber der Spektungen muß „flüchtig“ gegeben werden, so, wie er aus dem Backofen kommt. Sie schaffst die Magd, der auch gleich die vielen Bienen aus dem Backofen, so ein Einspinner bereit steht, der diese Spektungenmenschen aus Feld bringen soll zu den Erntearbeitern. Zur Weisheit ist jeder Knecht, jede Magd, jeder Mäher und jede Winderin im Weis die besten flüchtigen Erntebäume. Und die Bäuerin list dann mitten unter ihnen und weipert mit. So und wie der alte Erntebaum, dergerichtet wird der Spektungen aus einfachem Brotweiz, dann schneidet die flinke Frauenhand die kleinen Spektungen auf den Zeig, überstreift das Ganze mit süßer Sahne und läßt so das Gebäck in den großen Gartenböden wandern. Es gehört allerdings so ein hübschen Backstuck dazu, den richtigen Winkelfeld

zu treffen. Und zum Gode unserer Bäuerin
sei es gesagt, daß ihr Kuchenrezept ihr alle
Ehre macht!

Der duende Speßkau hat es angesehen auch dem Schläfermeister aus der Kreisfahrt angehen, der gerade über das Feld gelaufen kommt, um, wie er sagt, mit dem Bauern ein Klab auszuhandeln; das er nötig für seinen Schlachtopf geordnet hat, und daß er sich nicht mehr erholt, spielt ihm ein lustiges Bienenfall ab. Die kleine Brautmad tritt auf ihn zu, macht vor ihm einen artigen Knig und bindet ihn dann mit einem Band aus Nockenbalmen. Auch das ist alter Erntebrauch, daß einer, der nicht zu den Erntearbeitern gehört und so dem Erntefeld betritt, mit einem neuen Band umgeben wird, damit seine Füße nicht wund werden, dann nur mit einem „Bienenfaß“, den er der Bänderin verakobt haben muß. Für manchen Gebäubnen ist das dann eine fatale Ungelegenheit. „Aber Brauch ist Brauch!“, sagt die kleine Bänderin und schmacht ihm einen schallenden Kuß auf die Wangen. Ein Schächterlein, der eben durch die Gegend geht, entsezt wohl, stimmt frohlich mit ein in die schallende Fröhlichkeit, langt in die Talsche und drückt der beherzten kleinen Magd noch ein blankes Markstück als Abgeltend in der Hand. Darauf erhält dann er eine rote Strobre von dem fufsenden braunen Speßkau. Der Geizhals aber, der die kleine Brautmad nicht aufpassen ließ, spürt die Magd aber ist freudig erregt über das kleine Abgeltend, das ihre Aussteuerkasse bereichert.

Ehemals wurden die Erträge aus dem
Vorkauf der Gebundenen im ganzen Dorf
während der Erntezeit in eine gemeinsame

Stafte getan, um am Schluß der Ernte bei der sogenannten „Aufstöke“ als Tanzstafte der Dorfmusik zur Verfügung gestellt zu werden. Was an der Summe, die die Musikanten fordernten, noch fehlte, das wurde von den einzelnen Bauern gern und freudig beigetragen, war doch diese Aufstöke nicht nur ein Vergnügen für die Knechte und Mägde, sondern ein Dorffest im besten Sinne des Wortes.

Farbenzart war auch das Bild der vielen Seifenblümchen, wenn die Ernte begann. Jeder Mäher ragt nur einen bunten Strauß aus frischen Gartenblumen an seinem Hut, sondern auch sein Seifenholz schmückte sich mit einem breiten Seidenband, das ihm eine Magd oder eine Bauerntochter gestiftet hatte. Als Gegengift erhielten die Mäde und Bauernröcher in ihrer Eigenschaft als „Vindernim“ einen feilenstigen Vindeln, der auch heute noch ein beliebtes Mittel der Schutzkunst war. Heute noch kann man solche Vindeln und Seifenblumen in den Truben unserer Bauerndörfer antreffen.

Eröffnet wurde der Erntebeginn mit einem Gottesdienst in der kleinen Dorfkirche, an dem alles, was zu den Erntearbeiten gehörte, in Arbeitskleidung teilnahm. Im langem Zuge bewegten sich die Männer und Frauen, die Mäher und die Binderinnen mit ihren blumigen und bändergeschmückten Seilen, Dackeln und Bindelöden zur Kirche, um bei Gesang und Predigt die schwere Zeit der Erntearbeit zu beginnen. Von der Kirche aus ging's dann gleich auf Feld, „zu säuen die reichliche Ernte!“

muskte mit leerem Beutel hernerfüllt abziehen. 1782 stand nun das ganze Dorf wieder bereit, um den König zu empfangen. Viel früher als sonst jagte dann auch das bestaubte Gepönn um die Ede, und während die Pferde aufge-
spannt wurden, neigten sich der Dreißig-
Friedrichs und seine edige Satennase aus dem
Wagenfenster:

„Ist das Dolgelin?“
 „Ja, Ihre Majestät!“
 „Hier will ich bleiben.“
 „Nein!“

Damit hant Pfund den neu vorgespann-
ten Pferden über den Schwanz, und Pfarrer
und Gemeinde sahen mit offenen Mäulern
das Gefährt im Staub entschwinden. Pfund
ließ in Müncheberg ausspannen, wo er dann
seine Taler besam.

Pfund! Da reichte übrigens wegen solcher Vergewaltigungen des schlagbaren Schlachtenfißers sehr weit. Hundert Gefährten werden von ihm erfaßt. Eine der besten ist diese: Als beide, Kutter und König, einmal auf märkischer Landstraße hielten, um sich die Gegend anzusehen, klopfte Friedrich im Geplätz seinem Kutter auf die Schulter: „Na, Pfund, hübsch! Er sieht nicht ein, daß Er so im Lande umherfähren darf.“ Doch, „Kutter“, erwiderte das Pfund mit dumpfem, gleichgültigem Gesichte, „mir ist es eigentlich ganz egal, ob ich eine Fuhre Mist fahre oder Fuhre Majestäät!“ — Der König stieg wieder in seinen Wagen.

Beider Verhämlichtheit verdanft Dolgeline dem „ollen Miffen“ und dem Jufende. Dem ollen Miffen deswegen, weil er Schmiedemeiſter war und im Verlauf weniger Minuten zwei Heidenköpfe voll Flammftein ohne Schwierigkeiten zu verdrücken vermochte. Und dem Jufende deswegen, weil in ihm ein auserwählter Mann lag, der ſich noch nicht mit diefer Befähigung abgab, die Befähigung, in geriffener Weife die Abfingens auch nicht dummen Dolgeline, Uebficher und Mafflicher Bauern zu betrügen. Das traf auch ihrer Seele, und als ſein Maff voll war, rief er: „Nimm dieſen Maff, und laß mich gehen.“ Der Jufte rief: „mit krummen Beinen ſtaffeſt über die Berge; aber die Naefelchmaubenenden ſind nicht hinter ſich. Mit einem Male aber hatten ſie ſeine Fährte verloren. Verdrüßten fanden ſie am Söſſig eines Sees, deren Oberflähe noch letzte Hänge von Schnee trug. Dort ſah er ſeine Fährte, ſie ſah ſich ſelbſt, ſah ſich ſeine Verberber und ſah ſeine Wut an dem krummen Weiden aus.

Das sind eine der Dolgetiner Verklümm-
heiten. Es gibt noch manch andere und äh-
nliche. Größer aber als alle Verklümmtheiten
sind die stillen, unersichtlichen Taten, die das
Dorf bringt, wie sie von hiesigen Dörfern be-
kannt sind. Der Dolgetiner Bauer ist ein selb-
stthätiger, selbstthätiger Mann. Er ist ein
Pferd und ringt mit hartem Bauernnaden
um Scholle und Vaterland. Und wenn ich
an Dolgetin denke, fallen mir nicht die luftigen
Verklümmen von den Baltor-Enien, vom Kün-
stlerischen Rind und vom Säugling, vom
Küchlein und vom Hühnchen vor, sondern
die bühnigen Brauen und blühenden Augen, der
seinen Reuter und seinen Sturm im Spin-
nat und mit seinen gerade und Holz gewach-
enen Eichen mannhaft nach dem Feinde zu
schlagen. Und ich denke an die Dolgetiner
Feine zur Parade schwang, und sie war
das Denkmal Friedrich Wilhelms III. in
und mit der braunen Bauernhand auf die In-
schrift denke: „Gerechtigkeit erhebt die Dol-
getiner Reiter.“
Das ist, vielleicht das würdige Dolgetin.

Inhalt:

Der Lebensabschied Friedrichs des Großen. Von Dr. Schaffer. — Der Leerofen in den märkischen Wäldern. — Gold- und Silberbergbau bei Trielien. — Speckfuchen und ein Bladefuß. Von Gustav Meischer. — O, ihr bösen Dolgelineer. Von Kurt Hinz.

Schriftleitung: P. Dahms.

Oh, ihr dollen Dolgelineer . . .

Eine märkliche Redensart und ihr Hintergrund

Prof. Dr. Kurt Hinze

In der ganzen Mark ist das große Bauern-
dorf im Lebufer Land, das jetzt erntebrant-
zwischen den Roggenhügeln liegt, bekannt.
Überall in Brandenburg, ob im Westen oder
Osten, im Süden oder Norden, hört man hin-
und wieder, wenn jemand seine Entrüstung
über sein Erstauern ausdrücken will, den zu
einer Redensart gewordenen Satz: „Oh, ihr
dollen Dolgastner . . .!“

Was hat es mit dieser Redensart für eine Verwandtschaft? Das Bemerkenswerte an ihr ist, daß sie ihren Ursprung einer sonst sehr frommen Kanzelrede verdankt. In einem sonnigen Sommer Sonntag schmetterte sie ein Pfarrer Neumann von der Kanzel auf die Zuhörer herab. Was dem Vort jedoch nicht hindern wollte, er sich über den Inhalt seiner Botschaft ein wenig zu vergewissern und in seiner vollstündigen Pracht nie folgt lautet: „Oh, ihr tollsten Dodeliner! Ihr habt mir meine Enten aufgeessen. Am jüngsten Tage werden sie euch zum Dasse hinausschreien: qual, qual!“

Diese räthelhaften Donnermorde rufen nach einem Romanentz, der wie folgt auslieft: Pastor Neumann hatte Enten. Acht weiße, waffelbilde Dinger, die der Seelförger mit seiner ganzen Zucht umlornte. Lange schon hatte er die erste Waffelbilde Enten geschachtet, und die zweite war schon im Wasser. Als er die dritte auf die Erde, und der Pastor kramte schon mit der Zunge, wenn er sie mit flappenben Rodschößen vom Teiche holte, und er dachte dabei an Entseile. Aber eines Abends waren sie weg, vollständig weg. Der Herrscher der Waffelbilde Enten, der Pastor Neumann, umher, die Bauern loben sich um. Der Hohen Graben wurde aus seinem Schlaf geschreckt, Kaffass Teich wurde beunruhigt, aber selbst in der Radbomsfute weil draußen fand man die Enten nicht. An allen Ecken und Enden blühte es langesagene „Liebelsedelele“, aber die Waffelbilde Enten waren nicht zu sehen. Die Enten kamen auch am nächsten Tage nicht, fanden sich auch am dritten Tage nicht. Zweifellos, dachte der Pastor, haben sie nur schon die

Bauern läßt in ihrem Banke; mit großem Grimm sah er an seinem Studierstisch und rüßelte wüthe, die sich dann am nächsten Sonntag in belagter Kanelenröde äußerte. Seine Rache wirkte fort, durch Jähzorn und Wuth wurde der Bauer zu einem Verräther gegen den hohen Dolgeliner . „Klinget es überall in der Wart, und die Dolgeliner wissen nun nicht, ob sie sich über diese Verläumdelt freuen oder ärgern sollen, zumal sie eigentlich unschuldig an ihr sind; denn ich habe mich nicht an ihre Aussagen gelehrt.“ Als man an eines Tagesmergates bei Peter Schräpen beim Vaterdrücken war und das letzte Geresse aus dem Tag harren wollte — mein Opa, was ich denn das? Man darfte mit den beiden Patschhalmen ein wenig herumspazieren, um die Luft im fröhlichen Fußsteige hatten sie nämlich still unten im Tag gefessen, als Peter Schräpen vor einem hangenden Gewitter her mit seinen Vaterdrucke angebellt kam. In heßer Koth hatte er, ohne die Gewitter zusammenzuhalten, die Hände aufgeschlagen, um nach den lebten Wandeln hinauszuweichen.

So ist Dolgein berüht, ohne wirklich „Sedantenart“ berüht. Sein Ruhm besteht aber noch weiter und hat etwas mit Friedrichs des Großen bekanntem Aufseher Pfund zu tun. Durch Dolgein ging einst die große Vollstrafe, die Friedrich der Große für sich ausbath nach Breiten benutzte. Die Truppe der Dolgein pflegte er stets zu übernachten, und zwar beim Pfarrer. Dem Pfarrer war das sehr annehm. Nicht nur, weil er die Ehre hatte, dem hohen Hof zu beherbergen, sondern auch, weil der König ihm für jedes Radfahrer, 100 Taler ausgaben ließ. Die Pfarrer sind, deshalb auch die fleißigsten Radfahrer und sind, indem sie ihm einen Teil ihres Verdienstes abgaben, an den einflussreichsten Aufseher Pfund. Im Jahre 1781 war aber ein neuer Pfarrer nach Dolgein gekommen, der von diesem Brauch nichts wusste, und Pfund

3

So ist Dolgein berüht, ohne wirklich „Sedantenart“ berüht. Sein Ruhm besteht aber noch weiter und hat etwas mit Friedrichs des Großen bekanntem Aufseher Pfund zu tun. Durch Dolgein ging einst die große Vollstrafe, die Friedrich der Große für sich ausbath nach Breiten benutzte. Die Truppe der Dolgein pflegte er stets zu übernachten, und zwar beim Pfarrer. Dem Pfarrer war das sehr annehm. Nicht nur, weil er die Ehre hatte, dem hohen Hof zu beherbergen, sondern auch, weil der König ihm für jedes Radfahrer, 100 Taler ausgaben ließ. Die Pfarrer sind deshalb auch noch fleißig und nicht müde, die Kinder, die sie ihnen in einem Teil ihres Verdienstes abgaben, an den einfinkenden Aufseher Pfund. Im Jahre 1781 war aber ein neuer Pfarrer nach Dolgein gekommen, der von diesem Brauch nichts wollte, und Pfund